

Adina Rishe Gewirtz
Zebrawald

ADINA RISHE GEWIRTZ



ZEBRA
WILD

Aus dem Englischen
von Alexandra Ernst



Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage 2014

© 2013 Adina Rishe Gewirtz

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Zebra Forest« bei Candlewick, USA.

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Alexandra Ernst

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign, Bad Oeynhausen,
unter Verwendung einer Illustration von © 2013 Candlewick Press,
reproduced by permission of Walker Books Ltd, London SE1 1 5HJ
on behalf of Candlewick Press

TP · Herstellung: KW

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16309-2

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

*Für meine Mutter,
die mir beibrachte, wirklich zu sehen,
und – noch wichtiger –
mir die Gelegenheit gab, hinzuschauen.*

*Und für Danny,
meinen ersten Traum, der wahr wurde.
Und der alle anderen in Erfüllung gehen ließ.*

Kapitel 1

Seit mindestens achthundert Jahren unterrichtete Mrs. Roberts an meiner Schule die sechsten Klassen in Englisch. Sie war berüchtigt dafür, dass sie jede freie Minute bis zum Rand mit pädagogischen Maßnahmen vollstopfte. Am letzten Schultag, wenn die anderen schon Partys feierten oder draußen auf dem Sportplatz spielten, saß Mrs. Roberts' Englischklasse in der Schule und schwitzte über einem »Überraschungsaufsatz« mit dem Titel: »Drei Wünsche, die ich mir in den Sommerferien erfüllen möchte«.

Mrs. Roberts war nicht nur für diese »Überraschungsaufsätze« berüchtigt, sondern auch dafür, dass sie niemals das Thema änderte. Und so wusste jeder halbwegs intelligente Sechstklässler über diese angeblich überraschenden Aufsätze Bescheid. Und da auch jeder die Aufgabenstellung kannte, hatten die meisten den Aufsatz längst zu Hause geschrieben und auswendig gelernt. Denn jeder, der fertig war, durfte danach heimgehen.

Ich hatte jede Menge Wünsche für den Sommer, aber keinen davon wollte ich Mrs. Roberts anver-

trauen. Ich schrieb daher einen Aufsatz über erfundene Wünsche, die folgendermaßen lauteten:

1. Alle Filme ansehen, die im Ace-Kino laufen
2. Schwimmen lernen
3. Beth im Sommerlager besuchen

Nichts davon wollte ich wirklich tun. Aber ich hatte drei echte Wünsche.

Mrs. Roberts Idee, während der Ferien drei Wünsche zu verwirklichen, gefiel mir so gut, dass ich seit dem Tag, an dem ich von ihren Aufsätzen erfahren hatte – in der zweiten Klasse –, jedes Jahr vor den Sommerferien meine drei Wünsche aufschrieb.

Und so lauteten meine echten Wünsche:

1. Größer werden
2. Ein Abenteuer erleben
3. Meinem Vater begegnen

Keiner dieser Wünsche war bislang in Erfüllung gegangen. Und bei Licht betrachtet, war mir klar, dass dies auch niemals der Fall sein würde. Zum einen war ich nun einmal klein, und wenn ich nach meiner Großmutter geriet, würde das auch so bleiben. Aufgrund meiner Größe, in Kombination mit meinem kurzen Haar und meiner flachen Brust, sah ich eher aus wie ein achtjähriger Junge, und nor-

malerweise musste ich den Leuten meinen Namen sagen, Annie, damit sie erkannten, dass ich ein elf-jähriges Mädchen war. Aber Gran sagte, so sei das eben, wenn man elf ist. Und weil ich nicht hübsch war, sondern das, was man farblos nennt, glaubte ich nicht, dass es helfen würde, wenn ich mir das Haar lang wachsen ließe. Aber der Punkt war, dass »groß werden« wohl kein Wunsch war, der in Erfüllung gehen würde.

Auch bei meinem zweiten Wunsch hatte ich wenig Hoffnung. In einer Kleinstadt wie Sunshine, einem »Zweitausend-Seelen-Dorf«, wie Mrs. Roberts es nannte (als ob hier lauter Geister wohnen würden), lungerten die Abenteuer nicht an jeder Straßenecke herum. Der größte Arbeitgeber in der Gegend war Enderfield, das Gefängnis ein paar Meilen außerhalb der Stadt; der zweitgrößte war das Warenhaus »Ratchett's«, das zwei Stockwerke hoch war und Dinge im »Antikstil« verkaufte, wie meine Freundin Beth es nannte, denn alles, was dort ausgestellt wurde, war seit mindestens zehn Jahren aus der Mode.

Während der sechsten Klasse bestand mein größtes Abenteuer darin, dass ich ein paarmal bei Beth übernachtete und mit ihr zusammen die Iran-Krise im Fernsehen anschauen durfte: alles über die amerikanischen Geiseln auf ABC. Bei uns zu Hause gab es keinen Fernseher, nicht einmal ein Radio. Und

ein Telefon besaßen wir nur deshalb, weil ich regelmäßig zur Post ging und die Rechnungen bezahlte. Das Geld dafür holte Gran aus den unterschiedlichsten Verstecken im Haus. Sie wollte mit Banken nichts zu tun haben, die – so sagte sie – schrecklich neugierig waren und alles, was sie über einen Menschen erfuhren, in Akten aufschrieben. Und so wusste ich nur dank der Übernachtungen bei Beth über diese verrückten Iraner Bescheid, die am 17. Juni, unserem vorletzten Schultag, seit 227 Tagen Menschen gefangen hielten. Ich hatte mitgezählt, genauso wie Ted Koppel, der in *Nightline* darüber berichtete. Beth wunderte sich immer darüber, dass ich mir diese Zahlen behalten konnte. Ich vermutete, es hatte damit zu tun, dass ich die Sendung nur dreimal zu sehen bekam. So etwas hinterlässt einen tieferen Eindruck, wenn man nur selten damit in Berührung kommt. Und genau deshalb war auch mein zweiter Wunsch ziemlich unrealistisch: In Beths Wohnzimmer auf dem Sofa zu sitzen und darauf zu warten, dass Ted Koppel im Fernsehen auftauchte, war so ziemlich das Aufregendste, was mir in diesem Jahr passiert war. Und da Beth die Ferien im Sommerlager verbrachte, bestand kaum Hoffnung auf ein Ferienabenteuer.

Was meinen dritten Wunsch angeht, wusste ich nicht einmal, warum ich ihn überhaupt noch aufschrieb. Aber in der zweiten Klasse begreift man

noch nicht die Bedeutung des Wortes »unmöglich«. Und weil dies mein Lieblingswunsch war, brachte ich es nicht übers Herz, ihn zu ersetzen, als ich älter wurde.

Ich hatte keine Erinnerungen an meinen Vater, nicht einmal ein Bild von ihm, denn in unserem Haus gab es überhaupt keine Fotos. Wir hatten auch so gut wie keine Spiegel. Gran sagte einmal in einer ihrer redseligen Phasen, dass Spiegel sie ängstigten. Sie schaute nicht gern in Räume, in die sie nicht hineingehen konnte, oder auf Menschen, die sich nicht anfassen ließen. Deshalb hatten wir keine Fotos, nicht von meinem Vater und schon gar nicht von meiner Mutter, die, so erzählte Gran, weggelaufen war, als ich drei und Rew gerade einmal ein Jahr alt gewesen waren.

An meine Mutter hatte ich anderthalb Erinnerungen. Eine »halbe« deshalb, weil ich jedes Mal, wenn ich mich daran erinnern wollte, wie meine Mutter aussah, stattdessen eine braune Lederhandtasche vor mir sah. Und ich hörte, wie ihre Schlüssel aneinanderklirrten. An mehr erinnerte ich mich nicht. Und dann war da noch diese andere Erinnerung, oder vielleicht stammte sie auch von Gran und ich hatte sie zu meiner eigenen gemacht. Es war die Nacht, in der sie wegging, als sie uns mit unseren Koffern bei Gran absetzte. Auch jetzt blieb ihr Gesicht in meiner Erinnerung undeutlich, aber

ich dachte, sie müsste braunes Haar haben wie ich. Auch an ihre Stimme konnte ich mich nicht mehr erinnern, aber an die Worte, die sie sagte: »Er war derjenige, der sie wollte.« Dann ging sie.

Meine Mutter vermisste ich nicht besonders. Aber meinen Vater – den, der mich wollte – vermisste ich. Auch bei ihm wusste ich nicht, wie er aussah, aber Gran meinte, Rew sähe ihm sehr ähnlich. Das ergab ein schönes Bild in meinem Kopf.

Rew sah aus, als hätte er sein Gesicht dem Himmel zugewandt, als es gerade Sommersprossen regnete. Er war über und über mit ihnen bedeckt, besonders im Gesicht, aber auch an fast allen anderen Körperteilen waren sie zu finden. Ich beneidete ihn um seine Sommersprossen und sein rotes Haar, neben dem ich noch farbloser aussah. Dumme Leute, die mit uns ein Gespräch anfangen wollten – etwa im Bus auf dem Weg zur Schule –, fragten mich dann: »Wo ist dein rotes Haar geblieben?« Als ob ich nichts lieber tun würde, als über die Frage zu diskutieren, warum meins langweilig braun war und der Gott der Sommersprossen mich nicht leiden konnte.

Wenn Rew also meinem Vater ähnlich sah, wie Gran behauptete, dann wusste ich, dass mir sein Gesicht gefallen hätte. Genauso wie vermutlich alles andere an ihm. Rew hatte mich schon immer fasziniert. Ich war meistens diejenige, die das Re-

den übernahm, aber er war der Kopf, der hinter allem steckte. Genie und Sommersprossen gehörten offensichtlich zusammen, denn Rew besaß beides. Obwohl er erst neun war, gewann er meistens im Schach, ein Spiel, das Gran uns beigebracht hatte. Er hatte die Fähigkeit, mehrere Züge im Voraus zu sehen, und er trieb mich regelmäßig in die Enge und setzte mich schachmatt, bevor mir überhaupt klar wurde, dass ich den Kürzeren gezogen hatte. Meine einzige Chance zu gewinnen bestand darin, ihn so sehr zu necken, dass er wütend wurde. Wenn Rew wütend wurde, konnte er nicht mehr denken.

Ich stellte mir also meinen Vater wie einen erwachsenen Rew vor. Klug, umsichtig, sommersprossig, rot-haarig. Und er war mein dritter Wunsch.

Aber das war der unerfüllbarste Wunsch von allen. Denn selbst wenn ich einen Zaubertrank trinken und ein paar Zentimeter wachsen würde, selbst wenn wild gewordene Revolutionstruppen plötzlich durch die Straßen des verschlafenen Städtchens Sunshine marschieren würden und sich damit meine ersten beiden Wünsche erfüllt hätten, war und blieb Wunsch Nr. 3 unerfüllbar. Ich konnte meinem Vater nicht begegnen. Mein Vater war tot.

Kapitel 2

Rew konnte zwar besser denken als ich, aber ich konnte die besseren Geschichten erzählen, vermutlich, weil ich eine gute Lügnerin war. Gran hatte es mir beigebracht, als ich noch klein war. Im Alter von dreieinhalb Jahren war ich mit Gran und Rew nach Sunshine gekommen, und als ich fünf war und eigentlich mit den anderen Kindern in die Vorschule hätte gehen sollen, entschied Gran, dass sie mich zu Hause unterrichten würde. Sie hielt nicht viel von Institutionen, meinte sie, oder davon, den ganzen Tag in einem großen Gebäude eingesperrt zu sein. Damals redete sie noch mehr und brütete nicht immer vor sich hin, jedenfalls nicht ganz so viel wie jetzt.

Ich war etwa sechs Jahre alt, als die Fürsorge-Tante wie Gran sie hinter ihrem Rücken nannte, das erste Mal zu uns kam. Sie hieß Adele Parks und war Sozialarbeiterin. Sie hatte eine so sanfte Art zu sprechen, die mir gefiel. Aber damals kam ich noch nicht dazu, mit ihr zu reden. Bei ihrem ersten Besuch erwischte sie einen von Grans guten

Tagen, und Gran beschwor ihr altes Selbst herauf und erklärte der Frau lang und breit ihr pädagogisches Konzept, das – so hörte ich sie sagen – eine »klassische Ausbildung« beinhalte, »Ausflüge und jede Menge praktischer Arbeiten«.

Nachdem die Frau wieder gegangen war, starrte Gran hinaus in den Zebrawald und sagte zu mir: »Ich bin eine Lügnerin, ich geb's zu. Aber ich kann mich wohl damit brüsten, eine wirklich gute Lügnerin zu sein. Auch das ist Teil meines pädagogischen Konzepts, Annie Wunder. Merk dir das. Lektion eins: Wenn du etwas tust, gib dir Mühe und mach es richtig.«

So nannte mich Gran oft: Annie Wunder, was eine Abkürzung für »Annie Wunderschön« war, sagte sie immer. Aber da ich ja nicht hübsch war, geschweige denn wunderschön, war das auch nur eine von Grans Lügen. Eine von ihren richtig guten. Sie sagte es nämlich so, dass ich ihr manchmal sogar glaubte.

Danach kam Adele Parks meistens einmal im Monat, um nach uns zu sehen. Sobald ich schreiben gelernt hatte – hauptsächlich, indem ich Gran dabei zuschaute und alte *LIFE*-Zeitschriften betrachtete, übertrug mir Gran die Aufgabe, die Formulare für den Unterricht zu Hause auszufüllen, die Miss Parks uns schickte. Daraufhin besuchte uns Adele Parks noch öfter, denn die Tatsache, dass eine Sechsjäh-

rige für ihre Großmutter Formulare ausfüllen musste, erweckte nicht unbedingt ihr Vertrauen in die pädagogischen Maßstäbe, von denen Gran ihr vorgezwärmt hatte. Und so tischte ich ihr jede Menge Lügen auf, jeweils nach den Stichworten, die Gran mir gab. Aber irgendwann brachte uns Miss Parks doch dazu, dass wir zur Schule gingen.

Ich kam in der zweiten Klasse in die Schule, und deshalb erfuhr ich erst ein Jahr später als die anderen Kinder von Mrs. Roberts' Aufsatz am letzten Schultag vor den Ferien. Aber ich merkte schnell, dass mir die Schule Spaß machte, besonders wenn ich neben Beth Mayfield sitzen durfte.

Als ich mich an meinem ersten Tag in der Schule auf meinem Stuhl zusammenkauerte, beugte sich Beth zu mir hinüber und sagte, sie fände die Art schön, wie ich meinen Namen schrieb. Beth ist ein Mädchen, das keine Scheu hat, Fragen zu stellen, und an diesem ersten Tag wollte sie alles über mich wissen. Mir wurde recht schnell klar, dass ich nicht viel über mich wusste. Jedenfalls nicht genug, um Beth zufriedenzustellen.

»Woher kommst du?«, wollte sie wissen.

»Ich weiß nicht«, sagte ich und kam mir blöd vor. »Aus der Stadt. Aber ich weiß nicht, aus welcher.«

»Aber du musst doch wissen, woher du kommst«, sagte Beth zu mir. »Frag deine Mutter.«

»Ich habe eine Großmutter«, war alles, was ich daraufhin sagte.

»Dann frag sie.«

Und so fragte ich Gran. An guten Tagen erzählte mir Gran vieles, aber nichts davon konnte Beths Fragen beantworten. Sie erzählte mir, dass sie in engen Wohnungen aufgewachsen war, in denen ständig irgendetwas gekocht wurde, und dass sie jede Menge Cousins hatte, mit denen sie auf der Straße mit Murmeln spielte.

Gran sprach anders als alle anderen. Vielleicht hörten sich alle Menschen in der Stadt, aus der sie kam, so an wie sie, aber niemand in Sunshine presste die Worte so flach hervor, wie sie es tat. Niemandes Stimme klang so wie ihre, die selbst noch knirschte und knarrte, wenn sie sang.

»Die ganze Familie lebte in einem Dreifamilienhaus«, erzählte sie einmal Rew und mir. »Das sind drei Wohnungen übereinander. Und mit Familie meine ich alle – Onkel und Tanten, Großeltern und Cousins. Einfach alle. Und alle haben unten im Lebensmittelladen gearbeitet, der uns gehörte. Wir standen abwechselnd hinter dem Verkaufstresen und lieferten die Waren in der Umgebung aus. Wir sind herumgestrolcht, wie es uns gefiel, meine Cousins und ich. Damals gab es keine Spielplätze. Wir hatten nur die Straße. Die Straße gehörte uns.«

»Was ist mit der Schule?«, fragte Rew. »Seid ihr nicht zur Schule gegangen?«

»Ich ging bis zur achten Klasse hin«, sagte Gran. »Dann musste ich arbeiten. Damals haben alle gearbeitet. Man war froh, wenn man Arbeit hatte.«

»Gab es damals noch keine Fürsorge-Tanten?«, wollte ich wissen.

»Oh nein, nicht als ich so alt war wie du. Ich bin der Meinung, dass die Schulbildung in ihrer Bedeutung für das Leben völlig überschätzt wird. Schaut euch bloß meine Mutter an! Schaut euch an, was sie aus sich gemacht hat!«

Grans Mutter hatte die Familie regiert. Sie war die Königin der drei Stockwerke gewesen. Gran meinte, sie sei eine Bärin von einer Frau gewesen – Gran nannte sie imposant – und sie habe sich von niemandem etwas sagen lassen.

Unter vier Augen erklärte mir Rew, »imposant« hieße nichts anderes als »fett«, und er bezweifelte, dass jemand, der kaum lesen konnte, Erfolg im Leben haben würde, aber ich war nicht seiner Meinung. In meiner Vorstellung war Grans Mutter so ähnlich wie Gran selbst gewesen, nur irgendwie kräftiger. Ihr Gesicht war das Gleiche: Augen wie sonnenbeschienenes Wasser, schneeflockenweiße Haare, spitze Nase. Aber sie war breiter gewesen, ganz gewiss. Gran selbst war dünn, ein Vögelchen von einer Frau. Früher war sie einmal flink gewesen,

aber jetzt, da die schlechten Tage immer häufiger kamen, blieb sie oft in ihrem Sessel am Fenster, eingesunken unter alten Zeitschriften, oder oben in ihrem Zimmer, hinter verschlossenen Türen.

Von ihren Cousins war keiner mehr übrig, sagte sie. Sie war die Jüngste gewesen. Aber ich stellte mir trotzdem gerne vor, wie sie damals gewesen sein musste, ein Mädchen auf der Straße, mit leuchtend rotem Haar, das Murmeln klicken und Münzen hüpfen ließ.

Beth war so fasziniert von der Kindheit meiner Großmutter, dass sie die ganzen zwei Meilen von Sunshine zu uns kam, um sich Grans und unser Haus anzusehen. Es machte ihr nichts aus, dass es bei uns furchtbar unordentlich war oder dass Gran niemals etwas wegwarf, dass wir meistens von schmutzigem Geschirr aßen oder dass ich mit der Zeit immer häufiger einkaufen ging, weil Gran der Weg in die Stadt zu beschwerlich wurde. Beth war von unserem Haus fasziniert, gerade wegen der ganzen alten Zeitschriften und Grans Besessenheit, alles aufzuheben. Und so wurden wir Freundinnen.

Mir reichte das völlig. Und Gran meinte, ich solle dankbar sein und mir gar nicht erst wünschen, dass noch andere Kinder Lust darauf bekamen, mich zu besuchen.

»Ich mag es nicht, wenn die Leute hier herum-

schnüffeln«, sagte sie. »Wir drei sind uns doch selbst genug, nicht wahr?«

Ich sagte immer, ja, das würde stimmen. Und an den guten Tagen entsprach es sogar der Wahrheit. Aber am Ende der sechsten Klasse hatte die Anzahl der schlechten Tage die der guten Tage überholt. An den schlechten Tagen erwachte Gran erst um die Mittagszeit. Sie stand auf und setzte sich bloß in die Küche, starrte durch das Fenster auf den Zebrawald und bohrte die Spitze ihres Pantoffels in das Lino-leum, bis sich kleine graue Gummiflocken von den Sohlen lösten, als ob sie etwas ausradiert hätte. Mittlerweile freute ich mich lange nicht mehr so sehr auf die Sommerferien wie früher. Trotzdem hatte der Sommer auch etwas Gutes: Es gab Rew und den Zebrawald, wohin wir beide jeden Tag gehen würden. Wir würden auf Bäume klettern und uns Geschichten erzählen und der schwebenden Stille lauschen, in der nichts Bedrohliches lag.

Als der Sommer begann, während Amerika noch die Geiseltage zählte und Beth Schwimmen lernte, dachte ich mir gute Lügen aus, kletterte auf Bäume und döste im Schatten. Ich glaubte nicht mehr daran, dass einer meiner Wünsche wahr werden könnte, nicht einmal der vom Größerwerden.



Adina Rische Gewirtz

Zebrawald

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16309-2

cbt

Erscheinungstermin: August 2014

Eine Familiengeschichte voller emotionaler Wahrhaftigkeit

Nichts wünscht sich Annie mehr, als ihrem Vater zu begegnen. Doch das ist unmöglich, denn Andrew Snow ist tot. Deshalb denkt sich die Elfjährige mit ihrem Bruder die tollsten Geschichten über ihn aus, im Zebrawald hinter dem Haus ihrer Großmutter. Gran spricht nie über Andrew Snow, aber Gran redet sowieso nicht viel, und in letzter Zeit noch weniger. Als eines Nachts ein entflohener Häftling in ihr Haus eindringt und sie alle drei als Geiseln nimmt, ahnt Annie, dass hinter dem Zebrawald eine ganze Welt liegt, die sie nicht kennt. Und dass ihr Vater nicht von einem wütenden Mann getötet wurde. Sondern dass er selbst der wütende Mann ist.